

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

1. ordentliche Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

I. ordentliche Versammlung des VIII. Vereins- jahres.

Mittwoch, den 19. April 1899, abends 7^{1/2} Uhr,
im grossen Sitzungssaale

des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstr. 20/21.

Vorsitzender: Geheimrat E. Friedel.

A) Der Vorsitzende macht folgende Mitteilungen:

1. Es wird zur Wahl der Rechnungsrevisoren aufgefordert. Die Wahl fällt auf die vorjährigen Herren: Professor Dr. Galland und Kiesgrubenbesitzer Franz Körner.

2. Von der im Verlag unseres Mitglieds Herrn Karl Siegismund unter Redaktion unseres Mitgliedes Herrn Dr. H. Brendicke erscheinenden Zeitschrift „Der Sammler“ wird der Jahrgang XX (1898) sowie die Nummer 1 des Jahrgangs 1899 unter dem Bemerken vorgelegt, dass das mit schönen Abbildungen ausgestattete Organ eine Fülle von kulturgeschichtlich interessanten Mitteilungen enthält, welche zum Teil unsere engere Heimat angehen. Das Blatt erscheint 14tägig, halbjährlich für 3,60 M.

3. Der Seniorin der deutschen Altertumsforscherinnen, Fräulein Johanna Mestorf in Kiel, hat der Vorstand zu ihrem 70. Geburtstag am 17. April herzliche Glückwünsche in der Hoffnung dargebracht, dass die freundlichen Beziehungen, welche zwischen der ebenso gelehrten wie dienstwilligen Dame und der „Brandenburgia“ von je her bestanden haben, auch fernerhin fortgesetzt werden. Ich habe die Ehre, Fräulein Mestorf seit dem Jahre 1867 zu kennen und bekenne gern, dass ihre seit 1860 erschienenen Übersetzungen von Sven Nilsson's klassischem Werk: „Die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens“ mich zuerst in die nordische Altertumskunde eingeführt haben. Bei dem das Bronzealter umfassenden Teile hat sich die Übersetzerin aus Bescheidenheit nicht bekannt, erst bei dem 2., das Steinalter umfassenden Teil (Hamburg, 1868) nannte sie ihren Namen J. Mestorf, welcher lange Zeit für den eines Mannes gehalten wurde. In der Stellung als Kustodin des Museums,

welches im Jahre 1873 aus dem Lauenburgischen Museum in Kiel und der Altertümer-Sammlung in Flensburg zu einem Museum der Altertümer Schleswig-Holsteins vereinigt ward, verharrte Fräulein Mestorf bis zum Tode des Vorstehers Professor Dr. Handelsmann und ist seitdem die Direktorin des weitberühmten, von ihr musterhaft geleiteten Instituts geworden. Frl. Mestorf ist erste Schriftführerin des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein, von dem ich die seit 1890 in Kiel erschienenen „Mitteilungen“ vorlege.

Ebenso überreiche ich die von unserer Freundin zum Gedächtnis des fünfzigjährigen Bestehens des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel herausgegebene, mit 62 Tafeln ausgestattete Festschrift „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein“. Frl. Mestorf hat zu ihrem 70. Geburtstag den Charakter als Preussischer Professor erhalten; es ist zum ersten Male in unserm Staate, dass einer Dame dieser Titel verliehen wurde. Möge sie sich desselben noch recht lange erfreuen.

4. Über den weltbekannten, marktschreierischen Arzt Dr. Eisenbart und seine Beziehungen zu Berlin hat die „Brandenburgia“ Jahrg. VII S. 406 eine ausführliche Nachricht gebracht. Der Nummer 1 vom Jahrgang XXI (1899) des „Sammler“ entnehmen wir die folgende ergänzende Mitteilung aus Münden:

„Der Grabstein Dr. Eisenbarts befindet sich nicht mehr auf dem Friedhofe in Münden, sondern wurde bereits vor längerer Zeit bei Auflassung des Kirchhofes von dort entfernt, an der Nordseite der Aegidikirche aussen angebracht und bei dieser Gelegenheit anscheinend restauriert. Die Inschrift ist daher gut lesbar und lautet unterhalb eines Wappens, das von zwei Engeln gehalten wird und einen Vogel zeigt in nachfolgender Schreibweise also:

Alhir | ruhet | in Gott | der weiland | Hochedle | Hoherfahrene
Weltberümte | Herr, Herr | Joh. Andreas Eisenbart | Königl. Gross-
britannischer | und | Churfürstl. Braunsch. Lüneb. | Brivilegirte Land-
arzt | wie auch | Königl. Breussischer Raht | und | Hofoculiste | von |
Magdeborg | Gebohrn Anno 1661 | Gestorben 1727 d. II. Novemb. |
Aetasis 66 Jahr. |

Dass Dr. Eisenbart und sein Grabmal heute noch eine Berühmtheit des reizend gelegenen Städtchens Münden sind, beweist zur Genüge die Thatsache, dass sich die Ansicht-Postkarten-Industrie auch die Weltberühmtheit Eisenbarts zu Nutzen macht: überall in den Läden sind Karten mit der Ansicht des Grabmals ausgestellt.“

5. In Bezug auf die germanische Hochburg bei Knobloch, Kreis Ost-Havelland, sind folgende Notizen nachzutragen. Vgl. unsere Mitteilungen in der „Brandenburgia“ VII. S. 363.

„Knobloch s. von Nauen. Bei dem Dorfe liegt ein sehr beträchtlicher alter Burgwall, wie gewöhnlich vom Landmanne Schwedenschanze

genannt. Am Fusse desselben werden häufig Urnentrümmern gefunden. (L.-B. des Superintendenten Duchstein zu Etzin vom 20. Juni 1845).“
L. v. Ledebur, Die heidn. Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam. Berlin 1852, S. 43.

„Der Burgwall bei Knobloch, umfangreich, westlich von der Nauen und Ketzin verbindenden Chaussee, gelegen auf einer natürlichen, breiten Bergkuppe, von ca. 300 Schritt Umfang, Höhe 3—4 m. Im S.W. und W. befindet sich ein trockner Graben und ein kleiner Vorwall.“
Grupp, Die märk. Ring- und Burgwälle. 1881. S. 21. v. Ledebur, Die heidn. Altertümer, S. 43.

6. Die berühmten beiden uralten Eiben-Bäume (*Taxus baccata* L.) im Herrenhausgarten an der Leipziger Strasse, erwähnt in der „Brandenburgia“ I. 90, 151, VII. 252, 488 und VIII. 31, sind anlässlich ihrer durch den Bau des neuen Herrenhauses notwendig gewordenen Versetzung an eine neue, hoffentlich für alle Zeiten gesicherte Stelle in letzter Zeit vielfach Gegenstand von öffentlichen Erörterungen gewesen. Ein gewisses Aufsehen erregte insbesondere folgende der „Vossischen Zeitung“ vom 16. April 1899 wörtlich entnommene Mitteilung:

„Die berühmten Eiben im Garten des Herrenhauses haben bei ihrer Versetzung weiter nach Westen hin den damit beauftragten Gärtnern eine grosse Überraschung bereitet, indem man 2 m unter Boden und eine ganze Spanne unterhalb der Wurzeln der „uralten“ Bäume auf Fundamentmauerwerk gestossen ist. Die genauere Untersuchung des Bodens ergab, dass thatsächlich die bekannten Eiben über einer Aufschüttung standen, in der man sogar eine Art von Chamottemuffeln, wie bei der Porzellanmanufaktur üblich, entdeckte. Oberhalb des gewachsenen Bodens nahm man ebenfalls eine Schuttschicht wahr, die vielleicht vor etwa 40 Jahren bei der neuen Einrichtung der Gebäude sich angesammelt hat. Wären nun die Bäume so alt, wie die zahlreichen begeisterten Säger des ehemaligen Gartens angenommen haben (so etwa achthundert Jahre in runder Zahl), so müssten die Fundamente dem 13. Jahrhundert angehören, und wäre dann die Frage, ob hier nicht vielleicht früher eine Art von Wehrbau gestanden hat? Nun aber zeigt zwar das Fundament Kalkstein, der im 13. Jahrhundert schon verwandt wird, das übrige Mauerwerk aber besteht aus Ziegeln, die dem mittelalterlichen Format nicht entsprechen und wahrscheinlich der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstammen. Nimmt man alles zusammen, wie es sich nach dieser Sachlage dargestellt, so kann man nur annehmen, dass diese Eiben ältere Bäume sind, die nicht auf ihrem gewachsenen Boden stehen, sondern erst im vorigen Jahrhundert oder Anfang dieses Jahrhunderts eine Zeit lang nach Aufnahme des Betriebes der Porzellanmanufaktur hierhin gepflanzt worden sind. Wie wir hören, sollen einzelne Stücke der ersten bisher versetzten Eibe an das Botanische Museum zur weiteren Untersuchung gegeben werden. In der Thatsache selbst läge nicht etwas sehr Wunderbares, da zur Zeit des grossen Kurfürsten sowohl wie zur Zeit Friedrichs des Grossen

vielfach fremde Bäume hierher übergeführt und verpflanzt wurden und im 17. Jahrhundert die Parkanlagen des Tiergartens sich bis in diese Gegend erstreckten. Hier lagen seit 1757 verschiedene Baulichkeiten der Porzellanfabrik und dahinter, zu Nicolais Zeit, ein Exerzierhaus für das Regiment Möllendorf. Der Mendelsohnsche Garten ist erst um 1820 angelegt worden.“

Sind diese Schlussfolgerungen richtig, so würden beide Bäume von ihrem Interesse allerdings einbüßen, denn sie wären dann erheblich weniger alt als Carl Bolle und vor ihm Theodor Fontane sie geschätzt haben und sie wären nicht „freiwillig“ an Ort und Stelle entstanden.

Hören wir zunächst, was einer unserer bedeutendsten baumkundigen Gewährsmänner, unser Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle, in der 2. Ausgabe seiner „Andeutungen über die freiwillige Baum- und Strauchvegetation der Provinz Brandenburg“, Berlin 1887, S. 114 und 115 gesagt hat.

„Dass der vielbesprochene Taxus des Herrenhauses zu Berlin aus einem Sprössling der Wildnis zu einem Gartenbaum geworden sei, wird kaum bezweifelt werden können. Fontane schreibt ihm, sicher mit Recht, ein Alter von 6—700 Jahren zu, während welcher er die wunderbarsten Wandlungen seiner Umgebung erfahren hat, ohne, Dank sei es dem hohen Schutze, der ihm zu Teil ward, von der Unversehrtheit seiner ungeheuren Krone etwas einzubüßen. Die weithin schattenden Äste erscheinen, aus der Ferne gesehen, wie ein Bosket für sich und übertreffen in ihrer Breite die Höhe des Baumes, welche auf etwa 36 Fuss zu schätzen ist, die Kronenausdehnung lässt sich erst mit 22 Schritt abschreiten, während der Stammumfang dicht unter der nicht hoch über dem Boden sich abzweigenden Verästelung, nach Messung am 7. Februar 1887, 1,86 m beträgt. Durch den Bau eines Hintergebäudes ist der Baum etwas ins Gedränge gekommen, indem einerseits die Astspitzen desselben schon fast an die Fenster reichen.

In gleicher Fluchtlinie mit dieser Rieseneibe steht eine zweite, nur wenige Schritte von ihr entfernt. Diese scheint, als der Wald hier zum Garten wurde, als Pendant zu ersterer, die sie an Höhe etwa um 6 Fuss überragt, gepflanzt worden zu sein, hat indes auch schon verhältnismässig respektable Dimensionen erreicht. Stammumfang: 0,92 m, bei einem schlankeren und vom Geäst höher hinauf gereinigten Stamm, dessen Verzweigung sich gleichfalls als eine sehr horizontale darstellt. Belastung durch Schneemassen ertragen diese Taxus leichter, als man glauben sollte; vermöge ihrer Elastizität biegen sich die Äste dabei, ohne jemals zu brechen, tief zum Erdboden hinab. Man will beobachtet haben, dass das Abschütteln des Schnees ihnen eher geschadet als genützt habe.

Beide Eiben sind männlichen Geschlechts. Bei beiden ist auch der Gipfeltrieb ein völlig unverletzt aufwärtsstrebender, so dass wohl gesagt werden darf, man habe es hier mit Normalbäumen zu thun, die in der vollen Kraft des Lebensalters stehend, wenn der Mensch sie zu schonen fortfährt, noch einer langen Zukunft von Jahrhunderten entgegensehen dürfen.

Die grosse Eibe des Herrenhauses verdient zweifelsohne nicht nur den Namen des ältesten aller lebenden Berliner, sondern auch des berlinischsten

aller Berliner Bäume, obwohl sie links der Spree im kölnischen Stadtwalde emporgesprosst, dann im Jagdgehege des Landesherrn erwachsen, erst später fast unbemerkt ein Schmuck der Bannmeile, zuletzt ein solcher und eine wenn auch im Verborgenen grünende Celebrität der Hauptstadt selbst geworden ist.“

Aus Th. Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, 3. Teil, 1873, S. 56 flg. entnehmen wir noch folgendes über die grosse Eibe:

„Dieser unser Taxusbaum war vor 100 oder 120 Jahren eine Zierde unseres Tiergartens, der damals bis an die Mauerstrasse ging; als später die Stadt in den Tiergarten hineinwuchs, liess man in den Gartenstücken der nach und nach entstehenden Häuser einige der schönsten Bäume stehen, ganz in derselben Weise, wie man noch heute verfahren ist, wo man die alten Elsen und Eichen von „Kemperhof“ wenigstens teilweise den Villen und Gärten der Victoriastrasse belassen hat.

Unser Taxusbaum, Jahrhunderte lang ein Tiergartenbaum, wurde, ohne dass er sich vom Fleck gerührt hätte, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Gartenbaum. Noch etwa 20 Jahre später tritt der Baum aus seiner bis dahin dunklen Vergangenheit in die Geschichte ein.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts gehörten Haus und Garten dem General-Intendanten v. d. Recke, der öfters von den königlichen Kindern, zumal vom Kronprinzen, dem spätern König Friedrich Wilhelm IV., Besuch empfing. Der Kronprinz liebte diesen v. d. Reckeschen Garten ganz ungemein; es wurde ein bevorzugter Spielplatz von ihm, und der alte Taxusbaum musste herhalten zu den ersten Kletterkünsten des bekanntlich bis zur Ausgelassenheit heitern und lebhaften Knaben. Der Prinz (der spätere König) vergass den alten Eibenbaum nie.“

Von allen Berlinern hat sich mit alten Taxusbäumen am meisten vielleicht beschäftigt Johannes Trojan, welcher, um berühmte Eiben aufzusuchen und zu messen, weite Reisen nicht gescheut hat. Beachten wir noch, was er in seinen „Kleinen Bildern“ (Minden i. W. 1886) in dem Aufsatz „Alte Eibenbäume“ S. 58 flg. zur Sache äussert.

„Die beiden Exemplare vom Eibenbaum, welche im Herrenhausgarten, Leipziger Strasse No. 3, stehen, bilden eine Sehenswürdigkeit Berlins, welche, wie ich glaube, von nicht vielen Fremden oder selbst Einheimischen in Augenschein genommen wird. Denn zu welchem Zweck auch sonst jemand nach Berlin fährt, auf den Gedanken, mitten in der Stadt alte Waldbäume aufzusuchen, wird nicht leicht ein Besucher der Kapitale Deutschlands kommen. Alte deutsche Waldbäume aber sind sie, und der ältere von ihnen darf dreist als das älteste aller lebenden Wesen in Berlin betrachtet werden. —

Diesen (den älteren) Eibenbaum habe ich neuerdings gemessen und folgende Maasse gefunden. Der Stamm misst da, wo er den geringsten Umfang hat, nämlich in geringer Höhe über dem Boden, im Umkreise 1,56 m, wo er am stärksten ist, d. h. unter der Verästelung, 1,80 m. Die Höhe des Stammes beträgt 1,50 m, die Höhe des ganzen Baumes etwa 12,50 m. Der

Radius der Krone, gemessen von den äussersten Zweigspitzen bis zum Mittelpunkt des Stammes, misst 8,25 m, der ganze Durchmesser des Zweigdaches also sechzehn und ein halbes Meter. Der Baum ist demnach im Verhältnis zur Ausbreitung seiner Krone niedrig und nicht stark im Stamme, und das gehört zum Charakter der Eibenbäume. — — Weithin erstrecken die Äste sich, die unteren anfangs nur wenig aufstrebend und in ihrer letzten Verzweigung sich nur wenig senkend. Wenn Fontane sagt, dass der Baum mit seinen Zweigen fast den Boden berührt, so ist das ein Irrtum. Es gehört gerade zur Eigentümlichkeit der Eiben, dass sie nicht, wie alleinstehende Tannen es thun, ihre Zweige gegen den Boden herabsenken, sondern die Kraft des Holzes ist so gross, dass die so ausserordentlich weit ausgestreckten Äste wagerecht über dem Boden schweben und sich in sich halten.*) Das Nadelkleid der Eibe ist dunkelgrün, dem der Edeltanne am ähnlichsten in der Farbe sowohl als in der Stellung der nach beiden Seiten glatt abgeseitelten Nadeln. Die Frühjahrstriebe sind glänzend hellgrün. Um die Zeit, da sie sich entwickeln, gewährt der Baum einen reizenden Anblick. Im ersten Frühling trägt er unscheinbare Blüten; um so mehr fallen im Herbst die Beeren auf, deren Farbe ein eigentümlich feines Rot ist.**)

Unweit dieses alten Eibenbaumes steht ein jüngerer. Ich habe von ihm nur ein Maass genommen, das des Umfanges in mittlerer Stammhöhe. Dasselbe beträgt 85 cm. Er hat einen höheren Stamm und ist im ganzen höher als sein älterer Genosse; weit geringer aber, als bei diesem, ist bei ihm die Spannung des Gezweiges.

Beide Bäume sind von vollkommener Schönheit und ganz tadellos gewachsen. Der jüngere hat für sich den Vorteil, dass er nach allen Seiten hin frei sich ausbreiten kann; dem älteren ist das Hintergebäude des Herrenhauses so nahe auf die Füsse gerückt worden, dass auf dieser Seite seine Zweige an die Mauer des Hauses stossen und durch dieselbe umgebogen sind. Das Alter des älteren der beiden Bäume wird auf 5—700 Jahre geschätzt. Ich glaube, es wird mindestens 700 Jahre betragen. Meine Schätzung mache ich nach Eiben, von denen man weiss, dass sie etwa 200 Jahre alt sind. Solche aber erscheinen, mit dem im Herrenhausgarten verglichen, als unmündige Kinder. Dann denke ich auch an den Eibengreis in Mönchhagen bei Rostock, auf dem Grundstück des Erbpächters Hallier, über welchen ich im Vorgehenden berichtet habe. Dessen Alter wird von

*) Hier muss ich Trojan widersprechen. An geeigneten Stellen senken sich die Zweige der Eibe nicht blos bis auf die Erde, sondern bis in die Erde, wurzeln und treiben Schösslinge, die, wenn man sie mit der Säge vom Mutterstamm trennt, als selbstständige Lebewesen weiter wachsen. Wie also eine einzelne Kiefer ein Pinetum, so kann eine einzelne alte Eibe in günstigem Boden unter Umständen ein ganzes Taxetum bilden. Eine solche Eibe, deren Zweige in die Erde gegangen sind und dort wurzeln, ist im Charlottenburger Schlossgarten vorhanden unweit der Spree und des Gartenhauses, in welchem dem König Friedrich Wilhelm II. Geistererscheinungen vorgeführt wurden.

E. Friedel.

**) Dr. Bolle hielt (vgl. seine zuvorstehende Angabe) beide Herrenhaus-Eiben für männlich.

E. Fr.

Forstmännern angesetzt auf 1500 Jahre, und doch misst sein Stamm im Umfange wenig mehr als 2 m, d. h. 0,50 m über dem, was der Berliner Baum hat. Der Mecklenburger ist kaum so hoch als unser Landsmann hier, würde aber seine Zweige wohl weiter breiten als dieser, wenn Menschenhände ihn nicht gemisshandelt hätten. Dass er sehr, sehr, ganz ungemein alt ist, das sagt, abgesehen von der forstmännischen Schätzung, ein Etwas in seinem Anblick, das sich mit Worten nicht wiedergeben lässt.

Auch der jüngere von den beiden Berliner Bäumen hat ohne Zweifel schon viele Menschenalter durchlebt. Wo aber der ältere das Wort hat, darf er nicht mitsprechen.“

Übrigens sei noch bemerkt, dass die Schätzungen Trojans keineswegs willkürliche sind. So sagt er von der auf 1500 Jahre taxierten Eibe S. 60: „Diese Schätzung gründet sich auf Zählung der Jahresringe an kleineren abgeschnittenen Ästen und auf Vergleichung dieser Äste in Bezug auf ihren Umfang mit den angepflanzten Eibenbäumen, deren Alter bekannt ist.*) Was dabei auch als Irrtum unterläuft, so viel darf als feststehend betrachtet werden, dass das Alter dieses Baumes weit über tausend Jahre hinaufreicht.“

Hierzu sei noch bemerkt, dass für die Beurteilung des Alters einer lebenden Eibe nicht sowohl Botaniker oder Gärtner als vielmehr Forstverständige und Dendrologen, insbesondere solche zuständig sind, welche sich dem Studium der Eiben besonders zugewendet haben. Ich selbst habe mich mit dem Taxus, welcher mich auch in volkskundiger Beziehung stets angezogen hat, speziell über 30 Jahre beschäftigt und darf hier eine gewisse Zuständigkeit für mich in Anspruch nehmen. Was die Zweifel an dem Alter namentlich der grösseren Eibe anlangt, welches von einem der besten Taxuskenner, Professor Dr. Conwentz in Danzig, ebenfalls auf mehrere Jahrhunderte geschätzt wird, so muss ich gestehen, dass ich diesen Zweifeln meinerseits vor der Hand mehr Gegenzweifel vorzuhalten genötigt bin.

Da noch ein Fachmann, Geheimrat Dr. Wittmack, sich in der Mai-Nummer der „Gartenflora“ über die Herrenhaus-Eiben äussern wird, so will ich meine definitive Meinung noch verschieben.

7. Ein Bronzeschwert ist auf den zu Französisch-Buchholz gehörigen Ländereien, welche der Berliner Magistrat gegenwärtig als städtisches Rieselfeld aptieren lässt, gefunden und durch den Landmesser Herrn C. Thomsen an das Märkische Museum abgeliefert worden. Die Fundstelle war früher feuchter Wiesengrund, und hat der Dampfpflug, der ungefähr 0,70 m tief griff, das interessante Fundstück, welches ich hiermit vorzeige und welches platt im Wasser gelegen hat, dabei zu Tage gefördert, leider aber auch die Klinge an einer Stelle etwas ein-

*) Dabei berücksichtigt Trojan nicht einmal den Umstand, dass die Zweige allemal jünger als der Stamm sind, weil sie sich später bilden, ja dass — namentlich beim Taxus — die Zweige Jahrhunderte jünger als der Stamm sein können. E. Fr.

geknickt. Zur Vergleichung lege ich Ihnen, in von Gladenbeck naturgetreu gefertigter Nachbildung, einen Abguss des berühmten Briester Schwertes vor, welches in der Sammlung des Altertümer-Vereins zu Bandenburg a. H. verwahrt wird und das grösste Schwert aus unserer Provinz ist.*) Das Briester Schwert ist 96 cm lang und wiegt ohne die bronzenen neun Niete, welche man in Brandenburg später leider herausgenommen und anscheinend verloren hat, 980 gr. Das Riesel-Schwert (vgl. die Abbildung) ist gefälliger gestaltet, hat 6 Niete und wiegt, bei



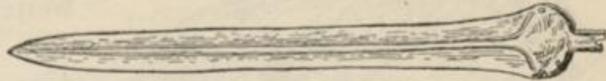
80 cm Länge, 980 gr. Das Briester Schwert ist ohne Beigaben senkrecht unter 5—6 Fuss Torf in thonigem Boden steckend gefunden, eine Scheide hat es nicht gehabt. Dagegen ist das Rieselschwert, wie schon angedeutet, liegend gefunden. Dasselbe hat, wie deutlich ersichtlich, eine Scheide, wahrscheinlich aus Fell (Leder) und Holz gehabt. Auf diesem Rieselschwert zeigen sich deutlich eisenhaltige Niederschläge, so dass derjenige, welcher die in eisenhaltigem Sumpfboden sich abspielenden mineralogisch-chemischen Vorgänge nicht kennt, versucht sein möchte, zu glauben, dies Schwert habe in einer eisernen Scheide gesteckt. Der Vorgang aber ist vielmehr folgender gewesen. Bei der Verwesung organischer Substanzen, als Fell, Leder, Holz, in eisenhaltigem, durch diese Substanzen angesaugtem Wasser entstehen neben der reichlich sich entwickelnden Kohlensäure organische Säuren, wie Quell-, Quellsalz-, Humus- und Huminsäure, welche das zu Eisenoxydul reduzierte Eisenoxyd lösen. Da es nun in Mooren, Sümpfen und Morästen bei uns niemals an solchen organischen Säuren fehlt, so wird von diesen und der Kohlensäure das Eisenoxydul gelöst, welches aber durch Sauerstoffaufnahme leicht in Oxydhydrat übergeht und sich als solches im vorliegenden Falle auf der Bronzeklinge fest niedergeschlagen hat.***) Dies Phänomen erschüttert also die Thatsache, dass diese Art Erzscherter noch der reinen Bronzezeit angehören, in keiner Weise.

Dergleichen Einzelfunde von Bronzeschwertern, in festem Boden senkrecht eingebohrt, bei sehr weichem oder sehr hartem Boden wagenrecht liegend, oder auf trockenem Gelände unter grossen Steinen häufig konstatiert, bezeugen, dass es sich hier um Widmungen handelt, die mit gewissen Vorstellungen des Volksglaubens zusammenhängen mögen. Herrn Thomsen sei für seinen Eifer bei Bergung des schönen Fundstücks hiermit öffentlich gedankt.

*) Vgl. Verh. der Berliner Ges. für Antrop. V. 1873. S. 24 und Tafel VII.

**) Vgl. Ernst Fischer: Die Versteinerungs- und Vererzungsmittel. 1891. (Progr. der V. Stdt. höh. Bürgerschule zu Berlin.) S. 20.

Nachträglich ist auf demselben Gelände ein kürzeres zweites Schwert (vgl. die Abbildung) gefunden worden, welches erst in der Sitzung am 31. Mai d. J. vorgelegt werden kann, das aber der Übersichtlichkeit und Zusammengehörigkeit halber gleich hier mit beschrieben werden soll. Auch dies zweite Schwert verdankt das Märkische Museum der Aufmerksamkeit des Herrn Thomsen. Der Dampfpflug hat ein Stück der Griffzunge abgebrochen, welche ebenfalls mehrere Nietlöcher enthielt. Die gefällige äussere Gestalt beider Schwerter geht aus den Abbildungen von selbst hervor. Es sei nur noch hinzugefügt, dass dieses



zweite Schwert keine Spuren von einer Scheide zeigt und dass es höchst wahrscheinlich senkrecht im Boden gesteckt hat, weshalb es wohl von der Pflugschar so gewaltsam an dem herausragenden Griffende gefasst wurde. Anderweitige Gegenstände altertümlicher Natur sind dabei nicht bemerkt worden.

Dies zweite kürzere Rieselschwert wiegt 480 gr und hat eine Länge von 48 cm, die grösste Breite ist 5,5 cm.

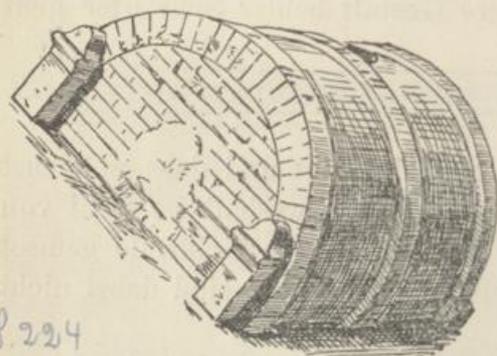
8. In Bezug auf die Tezel-Kästen hat mir Herr Dr. phil. Hans Stadthagen folgende Nachricht hinsichts des zu Annaberg, Königreich Sachsen, befindlichen Exemplars zugehen lassen. Herr Dr. B. Wolf in Annaberg schreibt darüber folgendes:

„Der Kasten, aus etwa $5\frac{1}{2}$ cm starken Brettern bestehend, hat eine Länge, lichte Weite, von etwa 154 cm, eine Breite von etwa 75 cm. Er ist mit starken Eisenbändern beschlagen und hat im Innern auf der rechten Seite einen sogenannten Beikasten, 32 cm breit und 18 cm tief, während die Tiefe des Kastens überhaupt 68 cm beträgt. Die Zahl der Eisenbänder auf der Decke beträgt 13. Die Art des Holzes konnte ich nicht ermitteln. Der ganze Kasten ist sehr schwer, nach einer Mitteilung des Herrn Superintendenten hätten ihn seiner Zeit 8 Männer kaum erheben können. Schon daraus geht hervor, dass ihn Tetzels auf seinen Reisen nicht mitgenommen haben kann. Es ist möglich, dass darin die Baugelder für die Kirche oder wichtige Akten (päpstliche und bischöfliche Gnadenerlasse etc.) aufbewahrt wurden, oder dass der Kasten bei den Festen der heiligen Anna und andern Gelegenheiten in der Kirche stand zur Aufnahme der von den zahlreichen Wallfahrern gespendeten Opfergaben. Ablasszettel hat man in ihm meines Wissens nicht gefunden.“

Vgl. hierzu meine Mitteilung „Brandenburgia“ VII., S. 355—359.

B) Herr Robert Mielke macht folgende Mitteilung über ein Zigeunergrab zu Kliestow: S. 348 befindet sich eine kurze Mitteilung über ein Zigeunergrab zu Frankendorf bei Luckau, nach der die angebliche Zigeunerkönigin „die Rose vom Winter“ als die Frau eines

Friedrich Rose aus Jessen nachgewiesen ist. Auch in dem dicht bei Trebbin gelegenen Dorfe Kliestow ist ein höchst merkwürdiges tonnenartiges Grabgewölbe zu finden, in das der Volksmund ebenfalls eine tote Zigeunerkönigin versetzt; er erweitert dann noch die Legende durch den Zusatz, dass sich früher ein Glasfenster in der Wölbung befunden habe, durch das man den Leichnam habe sehen können. Heute ist das Grab leer; die Knochen sind verschleppt, doch will man Pfeifen bei



p. 9. 224

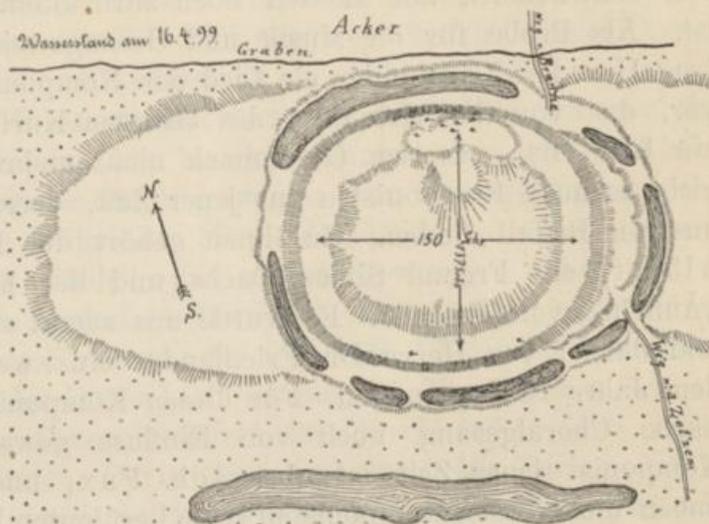
demselben gefunden haben. Auf weitere Erkundigungen wurde mir nun von älteren Leuten berichtet, dass hier vor einem halben Jahrhundert ein Zigeuner mit Namen Rosen aus Beeskow bestattet sein soll, der in Trebbin an der Cholera verstorben und, da man ihn dort nicht beisetzen durfte, von seinen Angehörigen der Platz in Kliestow

für 10 Thaler erworben sei. Alle Jahre seien noch Angehörige der Familie Rosen nach dem Dorf gekommen, die das Grab bekränzt haben und die man erst seit etwa 12 Jahren vermisst hat.

Es ist nun bei der Übereinstimmung der Namen und der seltsamen Grüfte nicht ausgeschlossen, dass wir es in beiden Fällen mit Angehörigen derselben Familie zu thun haben, die auf ihrer Wanderung in den genannten Orten das Zeitliche segneten. Wir wissen ja auch aus manchen Prozessen neuerer Zeit, dass einzelne märkische Zigeunerfamilien nicht unermögend sind und dass sie sich den Luxus eines solchen Angehörigenkultus wohl leisten konnten.

Der Burgwall bei Brunne. Etwa 700 Schritt von dem Nordrande des Briesener Zotzen und 2 km westlich von dem heutigen Brunner Damm, der das Dorf mit Vietznitz verbindet, ist das sumpfige, von vielen Gräben durchschnittene Gelände von flachen, sandigen Erhebungen durchsetzt. Auf einer solchen inselartigen Sandscholle, die sich von Osten nach Westen etwa 500 Schritt weit erstreckt und in der breitesten, mittleren Stelle 150 Schritt zählt, liegt der Burgwall ziemlich regelmässig in der Mitte. Vor Jahrzehnten ist er zum Teil eingeebnet und beackert worden, doch lassen sich sowohl die Walllinien wie der umgürtende Graben noch ohne Schwierigkeit erkennen, obwohl der Zusammenhang des letzteren hier und da unterbrochen ist. Im Norden und Süden sind die Wälle nur an der Krone abgetragen, so dass der untere breite Teil der ca. 45° steilen Böschung unversehrt geblieben ist, der jetzt noch an diesen Stellen 2 m hoch emporragt. Der länglich runde Wall misst von Mitte zu Mitte der Krone 150 Schritt von Ost nach West und 137 Schritt in der Querrichtung. Im oberen Umfang

zählt er 480 Schritt. Bei der Zerstörung der oberen Schichten ist natürlich auch der Innenraum sehr flach geworden, doch lässt sich die ehemalige Mulde noch überall feststellen. Von der Nordseite scheint sich eine leichte Erhöhung in den Grund vorzuschieben. Zweifelhaft ist die Lage des einstigen Eingangs. An den verhältnismässig gut erhaltenen Nord- und Südseiten kann er nicht gewesen sein; am günstigsten erscheint die Ostseite, die auch die Überlieferung als solchen erkennt. Hier befindet sich zwischen dem deutlich erkennbaren Wall und dem Graben ein niedriges Vorland, das sich zunächst als unebener Boden bemerkbar macht, bei genauerer Untersuchung sich jedoch als eine ehemals vorhandene niedrigere Terrasse umgrenzen lässt, die zwar m. W. noch nirgends beobachtet, hier aber zweifellos vorhanden



ist. Da auch über diese Stelle hinweg ein alter Flurweg in den Zotzen führt — die einzige Verbindung in der unmittelbaren Nähe des Walles durch das Luch — so spricht nichts gegen die Annahme, dass hier der Eingang war.

Von Fundsachen sind ausser einigen Lehmpatzen nur wenige Scherben gefunden, deren charakteristische Wellen- und Tupfenornamentik sie der wendischen Zeit zuweisen. Da der Wall von Interessenten bereits mehrfach abgesucht ist, so ist das Fehlen grösserer Scherbenhaufen erklärlich. Eine grosse Anzahl von Resten, die in Brunne dem Märk. Prov.-Mus. geschenkt wurden, dürfte zum Teil wenigstens von der Wallstelle herühren.

R. M.

C) Privatdozent Dr. Max Friedländer: Über Hausmusik.

Die Hausmusik, ihre Pflege und ihre Übung ist eine charakteristische Gepflogenheit des deutschen Volkes, sie ist die Musik des Wohnzimmers und nicht die des Salons. Sie will nicht glänzen, sie will erbauen, erheitern, erfrischen. Bei dem grossen Umfange des Stoffes war es natürlich, dass sich der Vortragende nur einen bestimmten Abschnitt der Geschichte für die Behandlung ausgewählt hatte und zwar war dies das 17. und 18. Jahrhundert. Die Blütezeit des Liedes war schon vorüber, jene Zeit, in der es noch keine Instrumentalmusik gab, wo allein die Vokalmusik den Hausschatz ausmachte, damals freilich aller Kreise

der Gesellschaft. Es war in Deutschland schon jener verhängnisvolle Unterschied zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten eingetreten. Obwohl die grossen Komponisten jener Zeit — Bach und Händel — blühten, so waren sie der grossen Masse doch unverständlich und konnten auch ihrem ganzen künstlerischen Streben nach die Hausmusik nicht bereichern. Charakteristisch für die musikalische Richtung der Zeit ist es, dass in den Jahren 1540—1807 nur eine einzige Sammlung von Volksliedern, auf die wir noch zurückkommen werden, erschienen ist. Als Probe für die Musik und Gesangsweise des 17. Jahrhunderts trug Herr Dr. Friedländer ein Lied des Komponisten Hammerschmidt vor, das von der Gemahlin des Grossen Kurfürsten gesungen wurde, ein Lied, das unserem Geschmack nicht mehr zusagt. Daneben aber giebt es auch Komponisten aus jener Zeit, deren Schöpfungen durchaus unseren Beifall finden. Zu ihnen gehört der Königsberger Komponist Albert, ein Freund Simon Dachs und der Komponist seines Liedes „Ännchen von Tharau“. Es wurde uns zuerst sein Echolied vorgespielt und darauf von Herrn Dr. Friedländer ein zweites Lied desselben aus dem Jahre 1687 gesungen. Für diesen Komponisten war der protestantische Choralgesang noch von Einfluss gewesen. Der berühmteste Komponist jener Zeit ist aber Joh. Fux, und bis Brahms herunter haben die grossen Komponisten seine berühmten Kontrapunkte bearbeitet, so ist auch Graun von ihm abhängig. Über die beliebtesten Musikstücke jener Zeit giebt Touré: „Katalog der Musiksammlung des Königs“ (1740) Auskunft. Aus dieser Sammlung trug Herr Dr. Friedländer ein Lied vor, das von der Gemahlin König Friedrich Wilhelms I. gern gesungen wurde. Seine verschnörkelte Weise entspricht nicht mehr unserem musikalischen Empfinden. Endlich im Jahre 1733 erschien eine Liedersammlung unter dem Titel: „Augsburger Tafelkonfekt“, welche volkstümliche Weisen enthält; aus ihr brachte Herr Dr. Friedländer einige Lieder zum Vortrag. Wir heben ein Studentenlied hervor, welches der Vorgänger des bekannten „Ça Ça geschmauset“ geworden ist, und sodann das prachtvolle Lied: „Willst Du Dein Herz mir schenken“. Nach diesen wahrhaft volkstümlichen Liedern sang Herr Dr. Friedländer ein solches von Hagedorn als Probestück für die Liebhaberei seiner zeitgenössischen gebildeten Damen. Ein eigentümliches Genre jener Zeit, ein Spottlied auf die Philosophie, das uns gleichfalls in seinen merkwürdigsten Versen vorgesungen wurde, ist deshalb beachtenswert, weil der Anfang der Görnerschen Komposition desselben in folgenden bekannten Liedern: „Lasset die verdammten Manichäer“ und „Brüder, zu den festlichen Gelagen“ sowie in einer musikalischen Einlage der „Mottenburger“ zu erkennen ist. Ein zweites Spottlied, das wir hören durften, ist anonym erschienen und trägt den Titel „Die Muse der Pleisse“. Es richtet sich gegen die wissenschaftlichen Bestrebungen der

Frauenwelt und hebt an: „Ihr Schönen, höret an“. Das Lied ist bis zum Jahre 1790 gesungen worden. Von 1740 bis 1790 ist Berlin der Vorort für die deutschen Liederkomponisten. Der grösste unter den Instrumental-Komponisten ist Karl Phillip Emanuel Bach, der Sohn des grossen Bach. Eine seiner brandenburgischen Sonaten gelangte zur Darstellung. Es ist eine kräftige Musik darin, und es ist kein Wunder, dass Mozart von ihm sagte: „Er ist der Meister und wir sind die Buben“, und dass Haydn ihm alles verdankte. Haydn endlich ist der Meister der Hausmusik. Wir bekamen eine Auswahl seiner schönsten Kompositionen zu hören. Er machte die Klaviermusik herrschend und aus seinen Kompositionen ging die Konzertmusik hervor. Prinz Heinrich war ein grosser Verehrer der Haydnschen Musik, während der grosse König die Flötenkompositionen Quands bevorzugte. Von diesem Komponisten, einem speziellen Berliner; rührt die Musik des Liedes von Ramler her: „Wenn ich ein Mädchen wähle“, das gesungen wurde. Neben diesen berufsmässigen Musikern gedachte Herr Dr. Friedländer auch eines Dilettanten, des Justizrats Krause, der im Jahre 1766 eine Sammlung unter dem Titel „Lieder der Deutschen“ herausgab. Eines seiner Lieder: „Die Nachtigall“ hat Anklänge geliefert für die Melodie: „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten“. Darin eben liegt das beste Zeichen dafür, dass dieser Komponist einen volkstümlichen Ton zu treffen verstand. Wie ganz anders verhält es sich hierin mit Grauns Opern, deren Musik für unser Ohr geradezu unerträglich ist. Auch seine Kompositionen Lessingscher Fabeln sind sehr mässig, wie das vorgetragene Lied „Der alte und der junge Wein“ lehrte. Das beste von ihm ist die im Jahre 1758 komponierte Klopstocksche Ode: „Auferstehen, ja auferstehen“. Einen sehr glücklichen Abschluss dieses Teiles des Vortrages bildete der Gesang des Goetheschen Gedichtes: „Kleine Blumen, kleine Blätter“ in einer seltsam entstellten Melodie. Herr Dr. Friedländer hat sie aus der Beschreibung hergeleitet, die Gottfried Keller von ihr am Schlusse des „Sinngedichtes“ giebt, an jener Stelle, wo er erzählt, wie der Schuhmacher von dem Helden und seiner Gefährtin belauscht, seinen Faden pecht und dabei jenes Lied in seinem heimischen Dialekt vor sich hinsingt. Die verschiedenen Hindernisse an dem Faden zwingen ihn dabei zu eigener Ausgestaltung der Melodie.

Zum Schluss trug Frau Dr. Friedländer, welche die Gesangsvorträge ihres Gatten in wahrhaft künstlerischer Weise begleitete, auf dem Klavier einige Mozartsche und Beethovensche Kompositionen vor, die in ihren klangreichen und wechselnden Variationen noch immer das höchste in den deutschen Instrumentalschöpfungen bilden.